

## Aus dem Prolog

Es ist ein guter Plan.

Am frühen Sonntagabend, es ist der 31. August 1997, fahre ich den gestohlenen Fiat Fiorino aus der Tiefgarage in Regensdorf und parke drei Straßen weiter in der blauen Zone. Dann rufe ich Elias an, damit er mich abholt.

Kurze Zeit später sitzen wir in der Küche seiner Wohnung. Elias schiebt zwei Tiefkühlpizzas in den Ofen. Das Gästebett ist aufgestellt und frisch für mich bezogen. Wir essen vor dem Fernseher, das «große Ding» von morgen ist kein Thema. Alles ist gesagt, jeder kennt seine Aufgabe. Wir haben Spielzeugwaffen, Elektroschockgeräte, Handschuhe, Kleidung, Funkgeräte und – unspektakulär, aber wichtig – das Schlüsselduplikat zum Öffnen der Schleuse, die in den Hof der Fraumünsterpost führt. Die Chancen, bald Millionäre zu sein, stehen gut. Jetzt genug schlafen und fit sein für den großen Tag.

Am nächsten Morgen um halb sieben stehen wir auf. Immer am Monatsersten liegt besonders viel Geld zum Weitertransport von der Fraumünsterpost zur Nationalbank bereit, das wissen wir vom Postangestellten Marcello, unserem Mann bei der PTT. Wir duschen, ziehen blaue Hemden und Jeans an. So schnell mutiert man zum Telefonmonteur der PTT. Frühstück mit Kaffee und Orangensaft, Energie, die wir vermutlich noch brauchen werden. Wir steigen in den Fiat, den ich – zusammen mit Marcello und Elias – ein paar Tage zuvor mit Postnummernschildern und echten Telecom-Klebern versehen habe. Marcello di Santo lieferte uns die nötigen Insiderinformationen für den Raub und gab uns exakte Anweisungen, wie sich der Handwerkerwagen in eine detailgetreue Kopie eines Telecom-Autos verwandeln lässt. Vor wenigen Wochen noch war es nichts als eine fantastisch anmutende Idee; wir waren ein zusammengewürfeltes Grüppchen, das in einem Spielsalon den ganz großen Coup ausgeheckt hatte. Gegenseitig hatten wir uns Mut ge-

macht, an das Unmögliche zu glauben. Und heute werden wir es umsetzen.

Wir sehen seriös aus: ausgeschlafen, frisch rasiert und sauber gekämmt. Niemand würde uns ein Verbrechen zutrauen. Es ist kurz vor halb acht. Meine Rolle in diesem Film, von dem ich gerne jetzt schon wüsste, wie er ausgehen wird, ist die des Fahrers. Ich verdränge den Gedanken daran, dass die Polizei bei Verfolgungsjagden als Erstes auf den Mann am Steuer schießt. Lieber denke ich an ein Happy End. Obwohl ich im Kino gerne Action-Szenen sehe.

Die Sonne setzt sich allmählich gegen den Nebel durch, ein milder Spätsommertag kündigt sich an. Zuerst holen wir unsere Kollegen Dieter und Zoran in Wallisellen ab, die dort in einem Hotel übernachtet haben. Beide legen sich in den Laderaum und verschwinden unter einer Woldecke. Die Pendlerwelle auf der Autobahn spült unseren Kombi in Richtung Stadt, wir kommen zügig voran. In der Nähe des Zürcher Hauptbahnhofs treffen wir auf Hassan, der sich zu den anderen auf die Ladefläche des Fiats legt. Das Team ist komplett. Noch sind wir zu früh dran. Marcello, der Informant, schiebt wie jeden Montagvormittag seine Schicht als Aushilfe in der Post. Sein Anruf wird das Signal zum Starten – oder notfalls Abbrechen – der Aktion sein. Wir drehen eine Runde mit dem Auto, um die Zeit totzuschlagen. Dann lenke ich den Wagen in die Nähe der Fraumünsterpost und parke etwa zweihundert Meter vom Haupteingang entfernt. Noch immer kein Anruf. Elias und ich rauchen eine Zigarette. Warum lässt Marcello nichts von sich hören?

«Mimmo, sollen wir kurz einen Kaffee trinken gehen?», fragt mich Elias. «Sonst fallen wir noch auf.»

«Gute Idee!»

Wir spazieren die Limmat entlang und sehen eine Gruppe von rund einem Dutzend japanischer Touristen auf uns zukommen. Einige der Asiaten schauen im Gehen durch die Sucher ihrer Videokameras. Mein inneres Ohr hört schon die Stimme eines Poli-

zeisprechers: «Aufgrund von Amateuraufnahmen konnten zwei der Täter identifiziert werden ...». Elias schaut mich kurz an, dann wechseln wir schnell die Straßenseite.

Wenig später sitzen wir im Garten des Restaurants Tre Cucine, wo der Kellner soeben die Tische hergerichtet hat. Wir bezahlen die Espressi sofort, trinken sie aus und schlendern zurück in Richtung Auto.

Dann endlich, auf halbem Weg, ertönt Elias' Handy. Das Gespräch hört sich an, als ob sein Kegelpartner für einen kleinen Schwatz anrufen würde. Häng doch auf, denke ich, du blockierst die Leitung für den entscheidenden Anruf von Marcello. Mit der Aufforderung, seine Familie schön zu grüßen, verabschiedet sich Elias, und sofort will ich von ihm wissen:

«Wer war das?»

«Ich bin um sieben Uhr zum Essen eingeladen.»

Siebzig Millionen! Drei Uhr hätte dreißig Millionen bedeutet und so weiter. So lautete der Code. Heute ist unser Tag. Die Gewinnchancen sind gestiegen, das Risiko aber bleibt gleich. Plötzlich biegt ein Mercedes-Bus um die Ecke und fährt vor unseren Augen in den Posthof ein. Der Geldtransporter!

«Verdammt!», zischt Elias.

Marcello hatte uns eingebleut, auf jeden Fall *vor* dem Transporter im Postgebäude zu sein, sonst blieben die Tore verschlossen.

Wir eilen zum Auto.

Wir fahren auf die Höhe des vergitterten Eingangstores, das die Einfahrt zum Posthof versperrt.

«Was jetzt?», frage ich Elias. Es gibt keine Zwischenlösung. Risiko oder Kapitulation?

«Fahr hinein!», sagt Elias, «Los, worauf wartest du? Fahr schon endlich!»

Wir sind zu nah dran, um aufzugeben. Den Mutigen gehört das Geld, sage ich mir, fahre in die Schleuse und drücke mit dem Fingerknöchel auf den Knopf der Gegensprechanlage.

«Ja, hallo, was gibt es?»

«Telecom, Technischer Dienst. Wir müssen eine Reparatur in der Telefonzentrale ausführen.»

Das Tor hinter uns schließt sich. Es gibt kein Zurück. Wir sind eingeklemmt zwischen zwei Schleusentoren. Die Stimmung ist angespannt, die Temperatur im Auto steigt mit jedem Atemzug. Nichts passiert. Niemand redet. Von hinten höre ich jemanden – ist es Hassan? – schwer atmen, und aus dem Innenhof dringen undefinierbare Geräusche. Ich kann nicht sagen, wie lange wir schon hier drin stecken, jedenfalls zu lange, um weiterhin tatenlos in dieser «Falle» zu bleiben.

«He, hallo, was ist los? Wir haben zu tun, müssen bis zum Mittag fertig sein!», versuche ich dem Portier etwas Dampf zu machen. Er öffnet das zweite Tor, obwohl er damit gegen die Dienstvorschrift verstößt.

Doch der Geldtransporter blockiert die Einfahrt. Auch das noch! Zum Glück fordert der Pförtner den Fahrer auf, uns den Weg freizumachen. Tatsächlich bewegt sich der Wagen der Geldkurier, und wir gelangen in den Hof.

## **Auf der Flucht**

Ich hatte mich auf meiner Flucht im Kreis gedreht, war wieder genauso weit von meinem Ziel entfernt wie zwei Wochen zuvor, als ich diesen Ort voller Hoffnung verlassen hatte. Ich las in der Zeitung, dass Rolf Jäger zuversichtlich sei, bald alle Posträuber hinter Gittern zu wissen. «Noch ist nicht aller Tage Abend», dachte ich mir. Im selben Bericht wurde ein Postverantwortlicher zitiert, der sich erleichtert zeigte über die Wandlung unseres Images von Profis zu Stümpern. Warum? Bewies das nicht genau das Versagen der Post? Was waren das für Sicherheitsvorkehrungen, wenn jeder Depp dort so ohne weiteres hereinspazieren und sich bedienen konnte?

Ich legte die Zeitung verärgert beiseite. Luigi musste sich sofort um neue Papiere kümmern. Er sollte eigentlich längst da sein.

War etwas dazwischengekommen? Antonio zerrte mich nach draußen, damit ich mit ihm Indianer spielte. Natürlich war er der mutige Häuptling der Apachen und ich nichts als ein feiger weißer Kuhhirte.

Der kleine Balg zog das Seil fest, mit dem er mich gerade an den Baum gefesselt hatte. Mit einem selbst gebastelten Tomahawk in der Hand und Federschmuck auf dem Kopf tänzelte er schreiend um mich herum, als vom Haus her die Glocke ertönte.

«Kannst du bitte nachschauen gehen, wer da ist?», fragte ich den kleinen Apachenhäuptling.

«Nein!», sagte er und fuchtelte mit seinem Tomahawk vor meiner Nase rum.

Ich schrie nach Valeria, doch sie hörte mich nicht.

«Ich gebe dir tausend Lire.»

«Zweitausend.»

Ich ging auf den Deal ein, und er band mich los. Es klingelte erneut. Antonio ging zur Türe, während ich sicherheitshalber in den oberen Stock eilte. Erst hörte ich Rolandos Stimme und dann die von Luigi.

Wir setzten uns in die Küche und Valeria ging mit ihrem kleinen Bruder nach draußen, um Antonios erpresstes Geld gegen Süßigkeiten einzutauschen.

Jedes Detail meiner Rundreise wollten meine beiden Freunde wissen. Warum ich mich im Transitbereich habe ausweisen müssen? Darauf konnte ich ihnen auch keine Antwort geben.

«Wieso bist Du ausgerechnet nach Venosa gegangen?»

«Es ist mir nichts Schlaures eingefallen.»

Rolando sprach einen wunden Punkt an. Das Aufsuchen meines Geburtsortes war ein Fehler gewesen, ein viel zu vorhersehbarer Schritt.

Luigi sagte vorausschauend:

«Was du jetzt brauchst ist Geduld und neue, einwandfreie Papiere. Die besorge ich. Versprochen. Niemand darf dich hier sehen, also verlass dieses Haus nicht.»

«Für die tägliche Stunde Hofgang habe ich ja den Garten.»

Luigi lachte. Für mich war die Perspektive auf einen längeren Aufenthalt in Vercelli ein Dämpfer, trotzdem war ich wieder etwas optimistischer, dass sich alles zum Guten wenden würde. Zwei Stunden nach ihrer Ankunft waren Rolando und Luigi schon wieder weg.

Gegen halb zehn Uhr abends tranken Claudia und ich einen Amaretto. Wir mussten jetzt für eine Zeitlang zusammen wohnen. Glücklicherweise stimmte die Chemie zwischen uns. Möglich, dass der süße Mandellikör und die Musik von Pink Floyd auch das Ihrige dazu beitrugen, dass wir an diesem Abend eine Verbundenheit spürten, die uns auch körperlich näher brachte. Nachdem sie sich vergewissert hatte, dass die Kinder schliefen, stellte Claudia die Musik etwas lauter. Sie nahm mich bei der Hand und forderte mich zum Tanz auf. Es war wunderschön, in Claudias Armen zu sein und mich von ihr führen zu lassen. Das darauffolgende Lied war wenig tanzbar, wir blieben stehen, ließen uns aber nicht los. Innigen Blicken folgte das Zusammentreffen unserer Lippen. Leichtigkeit erfüllte den Raum, es blieb kein Platz für die dunkle Seite des Mondes. Ich trug Claudia in ihr Schlafzimmer, legte sie sanft aufs Bett. Sie zog mich zu sich herunter und wir küssten uns leidenschaftlich weiter.

## **Leben in Florida**

Die Bedingungen für eine unbeschwerte Zeit in Florida waren eigentlich gut, abgesehen davon, dass ich durch jedes Schaufenster und die allgegenwärtige Werbung fast ununterbrochen an das bevorstehende Weihnachten erinnert wurde. In dieser Zeit der Besinnung konnte ich mich nicht mit rauschenden Einkaufsorgien ablenken, hatte niemanden zum Beschenken. Wo sollte ich das Fest der Liebe überhaupt feiern? Und mit wem? Noch nie in meinem Leben hatte ich die Weihnachtstage ohne meine Familie verbracht. Der Gedanke daran, alleine in meinem

Appartement die Geburt Jesu zu feiern, gab mir einen Stich ins Herz. Die Religion hatte in meinem Leben immer eine Bedeutung gehabt, doch war ich damals kein praktizierender Katholik. Mir war klar, dass ich ein Sünder war. Nicht erst seit dem Postraub, es hatte schon in der Clique begonnen. Doch weil im Katholizismus den Sündern bis zuletzt noch vergeben wird, verschob ich die Reue auf später.

Aber ich hatte nicht den weiten Weg ins sonnige Florida auf mich genommen, um zu grübeln oder Trübsal zu blasen. Nein: Ich wollte das Leben und die Freiheit genießen, wusste meinen Reichtum in Sicherheit und war dabei, mir an einem der schönsten Orte der Welt eine neue Existenz aufzubauen. Wenn die Post ihren Verlust abgeschrieben hat, so dachte ich, und Rolf Jäger schon längst seinem nächsten großen Fall nachgeht, wenn kaum ein Hahn mehr nach den Fraumünsterposträubern kräht, dann werden ich und Lina endlich eine gemeinsame Zukunft haben. Irgendwo auf dieser Welt ...

In den zwei Monaten seit meiner Ausreise aus Italien war ich richtiggehend in Urlaubsstimmung. Wochen voller Genuss in Venezuela und Miami entschädigten mich für die belastende Zeit im goldenen Käfig von Vercelli, wo ich bei Claudia und ihren zwei Kindern lange auf den Pass warten musste. Ich hätte es mir nicht schöner ausmalen können, lebte für den Moment und kostete jeden Augenblick aus. Manchmal dachte ich an den Engländer Ronald Biggs, der nach einem Postzugüberfall 1963 nach Brasilien geflüchtet war, dort bis ins Alter ein angenehmes Leben führte und sich gerne mit schönen Frauen an der Seite und einem Drink in der Hand am Strand ablichten ließ. Wie Biggs genoss jetzt auch ich meine Freiheit. Geld war genügend da, und weil das so bleiben sollte, protzte ich nicht damit herum.

Jeder Tag, den ich von den Strafverfolgungsorganen unbehelligt genießen konnte, machte Herrn Jäger einen Strich durch die Rechnung. Der Plan ging auf. Die Behörden vermuteten mich noch in der Schweiz oder in Italien, als ich mich schon in karibi-

schen Buchten entspannte. Jetzt war ich an meinem Fluchtziel Amerika angelangt, hier konnte ich die Zeit für mich arbeiten lassen. Die Medienaufmerksamkeit hatte bereits nachgelassen und dasselbe würde hoffentlich auch bald für die Intensität der Ermittlungen gelten. Mit Frederico hatte ich einen Freund gefunden, der mir viele Pforten öffnete. Bei ihm fühlte ich mich immer willkommen. Wer Venezuela schon besucht hat, kann vielleicht die Leichtigkeit nachvollziehen, die mich dort umgab. In diesem an Bodenschätzen reichen Land habe ich Elend und große Armut gesehen und gleichzeitig eine große Lebensfreude in der Bevölkerung verspürt. Die Partys, die ich damals in Puerto Cabello miterlebte, mit schepperndem Tonbandgerät und billigem Rum in lockerer Strandatmosphäre, waren energiegeladener, fröhlicher und besser als jede Party, die ich je zuvor in einem Club in Zürich, Turin oder Mailand erlebt hatte. Bei diesen spontanen Feiern an karibischen Stränden waren alle willkommen, die tanzen, singen oder reden wollten. Aber auch in Florida schien alles ein bisschen lockerer zu sein als in Europa. Vielleicht, weil die Mehrheit hier lateinamerikanischen Ursprungs ist, auf jeden Fall aber, weil in Miami die Sonne meistens lacht. In kurzer Zeit hatte ich in Miami ein kleines Beziehungsnetz aufgebaut und kam im College gut voran. «Time is on my side.» Jeden Gedanken an Lina, meine Familie und an die ganze aktivierte Fahndungsmaschinerie verdrängte ich erfolgreich.

Nur ein Problem beschäftigte mich: die Angst vor der Einsamkeit an Heiligabend. Deshalb rief ich Frederico an und fragte, ob ich die Festtage bei ihm in Venezuela verbringen könne. Er lud mich ein, mit ihm zusammen in Puerto Cabello Weihnachten und Silvester zu feiern.

**Unter dem Titel «Wo feiert der Posträuber?» schrieb der *Blick* in seiner Silvesterausgabe: «Die dümmsten Gangster der Schweiz feiern Silvester im Knast. Doch der Kopf der Bande fehlt – und weg sind auch 27,5 Millionen Fran-**

ken!» Das Blatt spekulierte über den Aufenthaltsort des letzten noch flüchtigen Täters Domenico Silano. «Vielleicht an der Copacabana von Rio. Mit einem Caipirinha in der Hand. Umschwärmt von braungebrannten Girls.» Und in seiner Luxussuite, irgendwo verstaubt, die «fehlenden 27,5 Millionen aus dem Mega-Coup»[1]. Drei Tage zuvor hatte der *SonntagsBlick* den Bezirksanwalt Rolf Jäger zitiert: «Mein Vorsatz für das kommende Jahr ist, auch den letzten Posträuber aufzuspüren und dabei noch möglichst viel der Restbeute sicherzustellen.»[2] Der Fraumünsterpostraub war in zahlreichen Jahresrückblicken ein Thema, aber Neues gab es nicht zu berichten. Die im Ausland verhafteten Haupttäter Zoran Veljkovic und Dieter Müller wehrten sich weiterhin gegen eine Auslieferung.

Am 21. Dezember 1997 landete mein Charterflugzeug in Caracas. Frederico erwartete mich in Begleitung seines Vaters Paolo und dessen Freund Umberto am Flughafen. Ich erkannte Umberto, den ehemaligen Betreiber des Spielsalons von Venosa, sofort wieder. Wie viele geschwänzte Schulstunden und freie Tage hatte ich in seinem Lokal verbracht! Er, der uns Kinder als Kunden genauso ernst nahm wie die Erwachsenen und dabei immer darauf achtete, dass wir nicht unser ganzes Taschengeld in diese faszinierenden, leuchtenden und blinkenden Kisten mit den flinken Kugeln steckten. Bis er eines Tages – wie alt war ich damals, vielleicht neun Jahre? – den Salon seinem Sohn übergab. Seither hatte ich ihn nicht wiedergesehen, war erwachsen geworden und sah dem kleinen Jungen von damals überhaupt nicht mehr ähnlich. Vermutlich deshalb erkannte mich Umberto nicht wieder. Zum Glück. Jetzt kamen meine ganzen schauspielerischen Fähigkeiten zum Zug.

«Es ist mir eine Freude, Sie beide kennenzulernen», begrüßte ich die zwei Männer mit ihren geschätzten je fünfundsiebzig Jahren Lebenserfahrung. Sie strahlten pure Energie aus und schienen

sich wie Kinder auf die Festtage im «Paradies auf Erden» zu freuen. Im Fond des Chevy suchte Umberto das Gespräch.

«Woher kommst Du, Alberto?»

«Ursprünglich aus Lavello, aber ...»

«Lavello? Dann sind wir ja Nachbarn. Ich lebe in Venosa.»

«Dort ging ich manchmal mit meiner Mutter im Supermarkt einkaufen. Ich wohne aber schon lange nicht mehr in der Gegend. Meine Familie zog nach Milano, als ich sechs Jahre alt war. Aber Umberto, erzähl doch bitte mehr von dir.»

«Seit fünfzehn Jahren bin ich im Ruhestand und genieße das Leben wie nie zuvor, reise, lese und mache so vieles, wofür ich früher keine Zeit hatte. Vierzig Jahre lang habe ich den Spielsalon gegenüber dem Supermarkt geführt, vielleicht kannst du dich an den noch erinnern?»

Und wie ich mich erinnern konnte. Als ob es gestern gewesen wäre ...

«Nein, meine Eltern hätten mich niemals dort hingehen lassen.» Wie ich diesen stolzen Mann so entspannt und zufrieden dasitzen sah, zweifelte ich keinen Moment, dass er sich am Leben erfreute. So möchte ich auch alt werden. Es schmerzte, dass ich mich nicht mit Umberto über meinen Geburtsort unterhalten konnte. Über meine Erinnerungen an das Spiellokal, das mich trotz der Warnungen meines Religionslehrers fast magisch anzog. Wie gerne hätte ich von ihm das Neueste aus der Region Basilikata erfahren und damit etwas Heimatluft eingeatmet.

Den Rest der Fahrt unterhielten wir uns nicht mehr weiter. Ich schaute aus dem Fenster und genoss den Anblick der vorüberziehenden Landschaft. Das Gespräch mit Umberto hatte mich gedanklich in meinen Geburtsort Venosa zurückversetzt. Ich sah beim Blick aus dem Fenster nicht mehr die Schönheiten der Natur Venezuelas, sondern meine Heimatstadt und mich, den elfjährigen Domenico, der schon damals oft davonrannte ...

1) *Blick*, 31.12.1997, Seite 28.

2) Serge Heidiger, *SonntagsBlick*, 28.12.1997, Seite A28.